

Albert Link

Buonanotte und Buonasera

Zwei Päpste
im Vatikan

Eine Reportage



KÖSEL

Albert Link

Buonanotte und Buonasera

Zwei Päpste
im Vatikan

Eine Reportage



Über das Buch

So turbulent wie in den ersten Jahren dieses Jahrzehnts ist es in der Ewigen Stadt selten zugegangen: Ein deutscher Papst, dessen Kräfte vor den Augen der Welt schwinden, bis er sich ein Herz fasst und zum historischen Rücktritt durchringt. Ein waschechter Spion im Vatikan-Knast. Weißer Rauch und eine Kirchen-Revolution alla Franziskus, die mit den Worten »Buonasera« beginnt ...

Als Vatikan-Korrespondent einer großen deutschen Tageszeitung hat Albert Link den emeritierten wie den neuen Papst aus der Nah-Perspektive erleben dürfen, u.a. auf neun Auslandsreisen im päpstlichen Flugzeug.

In diesem Buch nimmt der Katholik aus Bayern seine Leser mit hinter die Mauern sonst gut bewachter Palazzi. In großteils unveröffentlichten Fotos und oftmals augenzwinkernden Anekdoten erzählt er aus seinen, wie er selbst sagt, »atemlosesten« Berufsjahren, die sich für den Vatikan wie auch für Italien als Schicksalsjahre entpuppen sollten.

Albert Link

Buonanotte und Buonasera

Zwei Päpste im Vatikan. Eine Reportage

Kösel

Copyright © 2014 Kösel-Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2014 der abgebildeten Fotos beim Autor, außer Bildteil 1, Bild 1 und 2 und
Bildteil 2, Bild 4: Servizio Fotografico de »L' Osservatore Romano«

Umschlag: Weiss Werkstatt, München

Umschlagmotiv unter Verwendung zweier Bilder:

© shutterstock / Doug Stacey BildNR. 755 352

© picture alliance / Donatella Giagnori / Eidon BildNR. 37 870 515

Typografie und Herstellung: René Fink

ISBN :978-3-641-14740-2

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem gesamten lieferbaren Programm finden
Sie unter www.koesel.de

Inhalt

Über das Buch

Prolog: »Turbo-Wickeln« für den Papst

Römer über Nacht

Mission: Ein Tagebuch für den Papst

Endlich V.A.M.P.

Parkplatz Petersplatz

Papstmesse mit Berlusconi

Benin ist nicht Berlin: Denkwürdige Reisen mit Benedikt

Weiß-blaues Fest im Vatikan

Der Vatileaks-Skandal

Ein Blitz aus heiterem Himmel

»Grazie e buonanotte«: Der Abschied

Kamincheck in der Sixtinischen Kapelle

Buonasera!

Von Hund und Katz

Treffen sich zwei Päpste ...

Franziskus sagt auf bayrisch »Grüß Gott«

Der IOR-Skandal: Ein Deutscher soll die Vatikanbank retten

Urbi et Ober – Schafkopfen im Vatikan

Zur Frühmesse bei Franziskus

Ein unverhofftes Wiedersehen

Der Papst ist kein Superman

Vier Päpste für ein Halleluja

Shalom und Salam

Danksagung

Über den Autor

Bildteil 1

Bildteil 2

Prolog: »Turbo-Wickeln« für den Papst

Castelgandolfo ist ein kleiner, beschaulicher Ort in den Albaner »Bergen«, die man sich eher als sanfte, grüne Hügelkette rund um einen malerischen See vorstellen kann. Hier verbringen Päpste normalerweise ihre Sommerfrische. Hier atmen sie klarere und kühlere Luft als im stickig-schwülen Rom. Hier tanken sie Kraft für das wahrscheinlich anspruchsvollste (Ehren-)Amt, das die Welt zu vergeben hat.

Immerhin muss kein Stellvertreter Christi auf Erden hier auf seinen bewährten Schutz durch die Schweizergarde und die Vatikan-Gendarmerie verzichten: Die päpstliche Residenz genießt in Italien exterritorialen Status.

Das Städtchen Castelgandolfo ist auch ein Ort der Ruhe, der »Entschleunigung«, wie es neudeutsch heißen würde: Im Vergleich zur hektischen Hauptstadt Italiens reden die Menschen hier nur halb so laut und halb so schnell – was nicht bedeuten muss, dass sie weniger zu sagen haben. Böse Zungen behaupten, sie arbeiten auch höchstens halb so flott. Aber das gilt wahrscheinlich nur für die Gärtner im päpstlichen Park, die mit großer Würde uralte Bäume zurechtstutzen und dabei so in sich zu ruhen scheinen, dass man sie um ihren Job fast beneidet.

Leiser ist auch der Verkehr. Wer aus dem nur 20 Kilometer entfernten Rom kommt, staunt, dass Ampeln und Vorfahrtsschilder hier tatsächlich eine Art Funktion haben. Mit etwas Glück kann man sogar mal eine legale Parklücke ergattern. In Rom findet man traditionell niemals Parkplätze – man *er*findet sie.

Vor dem päpstlichen Schloss ist Fußgängerzone, herrscht himmlische Ruhe. Ein Brunnen plätschert auf der zentralen Piazza, an der es im Prinzip alles gibt, was man im Alltag braucht: eine Gelateria, eine Kirche, eine Postfiliale, eine Bank, dazu ein kleiner Laden, der sogar Milch aus dem nahe gelegenen Päpstlichen Bio-Bauernhof verkauft.

Jedenfalls an Einheimische und jenen Teil der Pilger und Touristen, die nicht den unverzeihlichen Fauxpas begehen, nach »Papst-Milch« zu fragen.

Wir sind gut in der Zeit heute, meine Frau Sara und ich, als wir an diesem Septembormorgen 2011 das riesige Holztor passieren, mit dösendem Baby im Arm, vorbei an salutierenden Schweizergardisten.

Heute ist öffentliches Angelus-Gebet (»Der Engel des Herrn ...«). Entsprechend groß ist schon der Trubel im Innenhof des Schlosses. Hier und da entdecke ich bekannte Gesichter: Die beiden Kolleginnen aus Polen sind da, die für ihren Bienenfleiß bekannt sind. Der päpstliche Hoffotograf Francesco Sforza plaudert mit einem Agenturkollegen.

Der beim »Osservatore Romano« angestellte Sforza ist ein gutes Beispiel für eine Faustregel, die man im Vatikan schnell lernt: Die Menschen, die wirklich nah dran sind an Benedikt, sind diskret, höflich und bodenständig. Arroganz und Prahlerei mit vermeintlichem Geheimwissen und besonderer Papst-Nähe sind dagegen sichere Hinweise auf die zweite bis letzte Reihe.

Im Castello selbst werden die Stimmen gedämpft, die Schritte gemäßiger. Mit Ausnahme von Privatsekretär Georg Gänswein (Tennisspieler, Ex-Fußballer und Ex-Skilehrer) sind es doch eher betagte Herren und Geistesmenschen, die Papst Benedikt XVI. (bekennder Sportmuffel und Nichtschwimmer) im Alltag umgeben.

Meine Frau stammt von der Mittelmeerinsel Sardinien, wo es als grobe Unhöflichkeit gilt, zu früh bei einer Einladung aufzukreuzen. Aber heute ist dies wohl entschuldbar? Wir sind schließlich nicht bei irgendwem zu Gast, sondern beim 264. Nachfolger des Apostels Petrus.

Leider nicht zum Exklusiv-Interview, von dem jeder Vatikan-Korrespondent heimlich 24 Stunden am Tag träumt. Sondern »nur«, um Benedikt XVI. in einer kurzen Begegnung nach seinem öffentlichen Gebet unsere erst wenige Monate alte Tochter vorzustellen, die uns deutlich glücklicher macht als es die typischen Augenringe nach den ersten Monaten Schlafentzug vermuten lassen würden.

Wir werden in den repräsentativen Schweizersaal im obersten Stockwerk geführt, von wo aus man durchs Fenster den Innenhof aus

ungewohnter Vogel-Perspektive überblicken kann. Die vertrauten, fröhlichen Beeee-ne-detto-Rufe sind zu hören. Gleich, Punkt 12 Uhr, wird Benedikt XVI. auf dem Balkon erscheinen.

Etwa ein Dutzend anderer Gäste kämpfen im wohl repräsentativsten Wartesaal der Welt mit ihrer Nervosität, ziehen und zupfen an Haarspangen und Kinderkleidern. Wir sind also nicht die einzige Familie, wenngleich die anderen Bambini deutlich älter sind. Während unsere Blicke ehrfürchtig über prachtvolle Gemälde und antike Möbel schweifen, schaut unsere kleine Tochter unbeeindruckt und vollkommen unbeteiligt drein.

Das ändert sich auch nicht, als ihr ein den Eltern nur allzu vertrautes Geräusch entfährt.

Wir blicken uns an, wissen in dieser Sekunde: Jetzt läuft der Ernstfall-Countdown, über den wir zuvor im Auto noch gescherzt hatten: Was machen wir eigentlich, wenn ...? Dem Oberhaupt von 1,2 Milliarden Katholiken ein Baby mit voller Windel unter die Nase halten, scheint uns keine denkbare Option zu sein.

Ein Königreich also für eine Wasch- und Wickelmöglichkeit. Der erste Schweizergardist im Sonntagsdienst, den wir fragen, schüttelt den Kopf, mit einem Gesichtsausdruck, als hätten wir in der Wüste Gobi nach einem Rasenmäher gefragt. Der zweite überlegt einige Sekunden. Dann hat er einen Geistesblitz, nickt uns aufmunternd zu: »Folgen Sie mir.«

Jetzt kann sich jeder vorstellen: Ein Elternpaar mit Baby fällt in dieser kinderlosen Männerwelt bereits auf. Ein Elternpaar mit Baby und Wickeltasche, das mit hochroten Köpfen die Gänge und Prachtsäle entlangsprintet wie einst diese Rothaarige in »Lola rennt«, muss wie von einem anderen Stern wirken. Tack-tack, tack-tack. Unsere Laufschritte hallen vom Marmorfußboden wider.

»Hier noch einmal um die Ecke und dann rechts«, sagt der hilfsbereite Soldat. Wir erreichen einen recht großen, allem Anschein nach selten benutzten Raum, von dem zwei Toilettentüren abgehen. Seufzer der Erleichterung, als unser Blick auf ein großes Waschbecken fällt. Und noch viel besser: Im Eck steht ein hüfthoher, fast quadratischer Kühlschrank, Marke Museumsstück. Die perfekte Wickelunterlage.

Man sollte vielleicht nicht gleich von »Geschenk des Himmels« sprechen. Aber wer auch immer eines Tages auf die Idee gekommen sein mag, den Vorraum eines Doppel-WCs der päpstlichen Residenz ausgerechnet mit einem alten Kühlschrank auszustatten: Für uns hat er geradezu in göttlicher Voraussicht gehandelt.

Der junge Gardist meint, er drehe besser schon mal den Hahn für uns auf, denn hier oben dauere es eine halbe Ewigkeit, bis warmes Wasser fließt. Ewigkeit? Falsches Stichwort, wir haben höchstens fünf Minuten. Dann lässt er uns mit unserer inzwischen wie am (Hellebarden-)Spieß brüllenden Tochter allein.

Die nächsten Handgriffe sitzen, sogar das Wasser wird warm. Unsere Kleine beruhigt sich in Rekordzeit. Ein Blick zur Uhr verrät, dass wir zwar den Beginn des Angelus-Gebets verpasst haben, aber noch gut in der Zeit liegen für die eigentliche Papst-Begegnung.

»Baciamano« – Handkuss – heißt die schöne Tradition auf Italienisch, weil Katholiken aus Respekt vor dem Papst-Amt den Fischerring küssen oder es zumindest in einer Verbeugung andeuten sollten. In unserem Fall wird Benedikt XVI. »zurückküssen« – und zwar die Stirn eines zufrieden vor sich hinglucksenden, wohlriechenden Babys, ehe er den Eltern noch einige denkwürdige Worte mit auf den Nachhauseweg gibt.

An 364 Tagen im Jahr bin ich auch als katholisch getaufter Journalist zur professionellen Distanz verpflichtet. Aber in diesem Moment ist unsere kleine Familie einfach nur bewegt. Um es mit der berühmtesten aller BILD-Schlagzeilen zu sagen: An diesem Tag sind wir Papst.

Wer sollte ahnen, dass sich für Benedikt XVI. in diesen herrlichen Septembertagen 2011 der letzte unbeschwerte Castelgandolfo-Sommer dem Ende zuneigen würde? Dass sein Kammerdiener Paolo Gabriele, der einst als Reinigungskraft in den Vatikan gekommen war und der jetzt als Mitglied der päpstlichen Familie wie selbstverständlich mit am Abendbrottisch sitzen darf, ein Jahr später als entlarvter Spion und Verräter in einer Zelle auf seinen Prozess warten würde?

Im Alter von 85 Jahren wird Benedikt XVI. die Enttäuschung seines Lebens verkraften müssen – und sich das Komplott von seinen perfiden

Gegnern auch noch als Zeichen von Führungsschwäche auslegen lassen müssen. Während viele, viel zu viele seiner Freunde schweigen.

Noch einmal knapp 6 Monate später, am 28. Februar 2013, wird Benedikt sich mit dem Hubschrauber aus dem Vatikan zum letzten Mal nach Castelgandolfo fliegen lassen. Entkräftet, aber ungebrochen. Er wird vom Außenbalkon der Residenz die letzten Worte seines knapp achtjährigen Pontifikats sprechen, ehe er aus eigener und freier Entscheidung heraus seinen Fischerring abstreift und die Schweizergardisten Punkt 20 Uhr ihren sichtbaren Dienst einstellen.

»Liebe Freunde, ich freue mich, dass ich bei euch bin, umgeben von der Schönheit der Schöpfung und eurer Sympathie, die mir so viel Gutes getan hat.«

»Ich bin nur noch ein einfacher Pilger, der die letzte Etappe seiner Pilgerreise auf dieser Erde beginnt.«

Ein letzter Segen, ein letzter, erschöpfter Blick ins Fahnenmeer aus Vatikan- und Bayernfähnchen, dann sagt Benedikt auf Italienisch: »Grazie, buona notte! Grazie a voi tutti!« – »Danke und Gute Nacht, Danke euch allen!«

»Buonanotte«, murmle auch ich in diesem Moment in mich hinein, etwas am Rand der Menschenmenge stehend, aber nur einen Steinwurf vom Balkon entfernt. Erinnerungssplitter ziehen am inneren Auge vorbei. Es sind vor allem Bilder von neun Auslandsreisen mit dem Papst. Die letzte – seine Friedensmission in den Libanon – hat Benedikt völlig unbeeindruckt von Terrorwarnungen durchgezogen. Jugendliche ließen einen Rosenkranz aus Luftballons in den Abendhimmel von Beirut steigen, das hat ihn berührt, darauf hat er geachtet. Nicht auf die Scharfschützen ringsum auf den Dächern.

Drei Jahre im Schnelldurchlauf: Benedikts Rührung inmitten der tanzenden Waisenkinder von Benin. Sein trotziges Ausharren im Sturmgewitter von Madrid während des Weltjugendtags. Sein Trost für die Alten, Gebrechlichen in einem Seniorenheim bei London, die den deutschen Papst gar nicht mehr gehen lassen wollten, an diesem fast zärtlichen Nachmittag 65 Jahre nach Kriegsende.

Dann die seltsamen Vorahnungen, als ich ihn das erste Mal gebückt am Stock gehen sehe, beim Blick aus dem Flugzeugfenster. Die Beschwichtigungsversuche seines Pressesprechers, als Benedikt XVI.

sich kurz darauf ein rollendes Podest für den Petersdom anfertigen lässt. Die unendliche Mühe, die Benedikt XVI. im Januar 2013 die paar Altarstufen kosten, eingehakt rechts und links bei zwei Geistlichen, die ihn – versteckt vor den Fernsehkameras – schon mehr tragen als stützen.

Vor allem und immer wieder: Unsere persönlichen Begegnungen mit kurzen, aber unvergesslichen Gesprächen, bei denen er einem immer vom ersten bis zum letzten Wort die Hand hält, einem die Aufregung zu nehmen weiß, aufmerksam zuhört, im wahrsten Wortsinn wie ein Vater wirkt. Mit einer Aura der Güte, die sich auf geheimnisvolle Art weder über Fotos noch Fernsehbilder je so richtig übertragen ließ.

Um ehrlich zu sein: Der Glaubens-Fixstern meiner Jugend war eher Frère Roger († 2005) und sein ökumenisches, weltoffenes Taizé als Papst Johannes Paul II. († 2005) und der auf den ersten Blick »ewig rechthaberische« Vatikan mit seinem, wie man ihn spöttisch in manchen Medien nannte, »Großinquisitor aus Marktl am Inn«.

Kurz nach der Wahl Benedikts hatten mir viele Gespräche im Regensburger und Traunsteiner Umfeld des Papstes sein tatsächliches Wesen nähergebracht, und vom ersten Tag in Rom wuchs der Respekt vor diesem Mann der klaren und geschliffenen Worte, dem intellektuell kaum ein lebender Zeitgenosse das Wasser reichen kann.

Trotzdem: Wenn mir jemand bei meiner Ankunft im Frühjahr 2010 vorausgesagt hätte, dass mich der Abschied von diesem »Professoren-Papst« eines Tages fast so erschüttern würde wie ein Verlust in der eigenen Familie, hätte ich ihn für verrückt erklärt.

Aber so ist das, wenn man fast drei Jahre das »Tagebuch« eines Menschen führt, Woche für Woche die Worte und Gesten herauszufiltern versucht, die über den Tag hinausreichen. Der 28. Februar 2013 wird der letzte Eintrag sein, das wird mir in diesem Moment plötzlich schmerzhaft bewusst.

Ich starre auf den Balkon, auf dem gerade in der Abenddämmerung Kirchengeschichte geschrieben wird: Benedikt hat sich bereits seitlich abgewendet, hinter ihm hängt ein großes Kruzifix. Aus meiner Perspektive sieht es so aus, als würde er unter bzw. in die Arme des Gekreuzigten schlüpfen. Ich mache in diesem Moment mein letztes Foto von ihm – jedenfalls denke ich das. Kirchengeschichte ohne

Beispiel über Jahrhunderte, symbolisch festgehalten in einer Zehntelsekunde.

»Verborgen vor den Augen der Welt« wolle er von nun an leben, hat Benedikt XVI. angekündigt.

Servus, Sie großer bayerischer Landsmann auf dem Stuhl Petri. Jedes Kind weiß, dass zwei Päpste (Pius XII. und Paul VI.), die um Jahre jünger als Benedikt XVI. waren, hier in Castelgandolfo gestorben sind. Benedikt selbst hatte an seinem 85. Geburtstag von der »letzten Wegstrecke meines Lebens« gesprochen, die er bereits begonnen habe.

»Keine Kraft mehr«, wird am nächsten Tag die Schlagzeile unserer Zeitung sein, dazu ein seitengroßes Bild der Rückenansicht des Papstes. Der Kommentar von Alfred Draxler erscheint ebenfalls auf der Titelseite und trägt den respektvollen Titel »Wir sind Mensch«.

In den folgenden Tagen und Wochen wird Benedikt letzte Kraftreserven mobilisieren müssen: Während im Vatikan sein Nachfolger gewählt wird, sich schließlich alle Scheinwerfer auf Franziskus richten, Hunderte Benedikt-Porträts im Vatikan abgehängt und durch die neuen ersetzt werden, ringt der emeritierte Papst aus Bayern mit dem Tod. Erst an Ostern 2013 werden seine Weggefährten einigermaßen sicher sein können, dass er gesundheitlich über den Berg ist.

Als er im Mai schließlich in seinen Alterswohnsitz in die Vatikanischen Gärten zieht, hat in seiner Heimat das Kleinreden seiner Lebensleistung bereits begonnen. Jenes Kirchendieners, der eben NICHT nur der »Bücher-Ratz« (sein Spitzname als Seminarist), der Jahrhundert-Theologe war, als den ihn immerhin selbst die meisten seiner Kritiker anerkennen. Der mit seiner kraftvollen »Jesus von Nazareth«-Trilogie ganz nebenbei zum Bestseller-Autor aufstieg.

Der eben NICHT sich selbst beweihräucherte, Spitzen, Gold und rote Schuhe aus persönlicher Eitelkeit trug, wie ihm Kleingeister gern unterstellten. Sondern aus Pflichtgefühl, aus Respekt vor Amt und Tradition, zur Ehre dessen, auf den sein ganzes Tun hinweisen sollte. Benedikt XVI. wollte nie mehr sein als dies: ein möglichst für jedermann sichtbarer Wegweiser auf Gott.

Einen eitlen Gockel mit »Fuß-Ferraris« wollten diejenigen aus ihm machen, denen es zu mühsam war, sich mit dem Werk und mit der

Persönlichkeit dieses Papstes ernsthaft auseinanderzusetzen. Dabei war Joseph Ratzinger die Bodenständigkeit in Person. Es gibt nur keine Fotos davon, wie er als Kardinal mit seinem Bruder Georg im Haus in Regensburg-Pentling selbst den Sonntagabend-Abwasch erledigt hat, ehe die beiden schon mal – verbürgt – eine halbe Stunde auf den Bus warteten.

Den Bus nahmen sie übrigens auch, wenn sie hinausfuhren zum Ziegetsdorfer Friedhof, wo sie das Familiengrab pflegten. Nie haben die Ratzinger-Brüder vergessen, wo sie eigentlich herkommen. Eigentlich wollten sie nichts anderes als zusammen den Lebensabend in Regensburg zu verbringen, und als der jüngere Bruder dann zum Papst gewählt wurde, war der ältere so sauer, dass er das Telefonkabel aus der Buchse zog und erst am nächsten Tag wieder einstöpselte.

Ich muss noch einmal an den 11. Februar denken, an den Rosenmontag, an dem Benedikt XVI. seinen versammelten Kardinälen in seiner auf Latein vorgetragenen Rücktrittserklärung sagte: »Ich bitte euch um Verzeihung für alle meine Fehler.«

Das war die Demut Benedikts, der sich seiner Schwächen und Fehlbarkeit stets bewusst war. Das war die wahre Größe dieses im Grunde schüchternen Petrus-Nachfolgers. Dieses so vielfach verkannten, fabelhaften Menschen.

Römer über Nacht

In den ersten Tagen meines Rom-Aufenthaltes im April 2010 wundere ich mich ein wenig über mich selbst: Da hat mich mein Brötchengeber – Deutschlands größte Tageszeitung BILD – praktisch über Nacht in eine fremde Stadt geschickt, 1547 Kilometer entfernt vom Berliner Fernsehturm, auf den meine Frau und ich Abend für Abend durchs Wohnzimmerfenster in Mitte blicken konnten.

Doch merkwürdig: Das Gefühl der Fremde und Verlorenheit will sich in Rom nicht einstellen. Obwohl ich noch aus dem Koffer leben muss, mich ständig verlaufe und wie jeder Rom-Anfänger immer an den falschen Bushaltestellen aussteige.

Ist es die milde Frühlingssonne, das Plätschern der allgegenwärtigen Brunnen? Der spontane Steh-»caffè« in der Bar (niemals im Leben ein Plastikbecher »to go«), der nach einer Woche am Tiber schon zur Selbstverständlichkeit geworden ist?

Wie oft sagt man bei Flugreisen, die Seele müsse erst nachkommen. Hier habe ich das Gefühl, meine Seele war längst da. Sie hat geduldig über die Jahre auf mich gewartet, wahrscheinlich irgendwo zwischen Piazza Navona, Campo dei Fiori und der Porta Sant'Anna, womöglich mein ganzes Leben lang. Woran mag das liegen?

Über Italien als »Sehnsuchtsort der Deutschen« ist seit Goethe schon so oft geschrieben worden, dass der Begriff in die Kiste schaler »Bella Italia«-Klischees fällt, die uns das TV (»Donna Leon«, »Maria ihm schmeckt's nicht« etc.) immer noch regelmäßig auftischt.

Und ja, es stimmt, was man immer wieder hört: Rom ist keine saubere, moderne und organisierte Metropole. Sondern mindestens so dauerpleite wie Berlin und eine »Ewige Baustelle«, mit einem der scheußlichsten Bahnhöfe der Welt. Eine Stadt mit Smog-Problemen und zwei Verkehrsinfarkten täglich. In römischen Staus wird übrigens